

ULRIKE DOTZER



GOLDENER  
BODEN

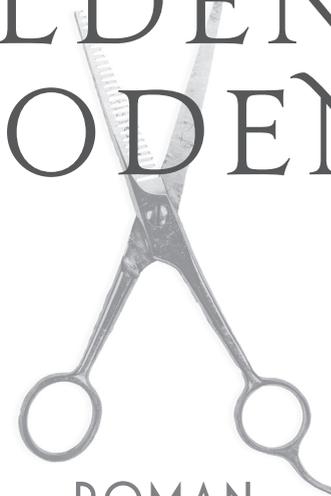
ROMAN

EUROPAVERLAG

**EUROPAVERLAG**

ULRIKE DOTZER

GOLDENER  
BODEN



ROMAN

**EUROPAVERLAG**

*Für Kristin*

# PROLOG

Inspiriert ist dieser Roman durch Erzählungen in meiner Familie. Seine Figuren sind indes erfunden, sie lösen sich von Personen, die existiert haben oder existieren. Wo historisch existente Personen vorkommen, ist dies kenntlich gemacht.

Im Roman kommen Begriffe wie »Negerjunge« und »Zigeunerin« vor, die wir heute diskriminierend finden. Ich habe sie verwendet, wo sie dem historischen Geist und Sprachgebrauch entsprachen. Ihre Verwendung charakterisiert die erzählte Zeit, nicht aber meine Haltung.

## *Kiel, Gründonnerstag 1956*

Fünf Kilo Kartoffeln, wie jeden Tag. Gustav Hirsch sitzt auf dem Stuhl zwischen Küchentisch und Spülstein und schält. Die Kartoffeln landen im Kochtopf zwischen seinen Füßen, ihre Schalen in den *Kieler Nachrichten* auf seinem Schoß. Mit den Kartoffeln treibt er ein Spiel, wie immer, wenn er vergnügt ist. Meistens zielt er flach und direkt in Richtung Topf, manchmal wirft er die Kartoffel aber auch in einem leichten Bogen. Platsch! Besonders den kleinen gönnt er gern mal einen hübschen Flug – einen Sprung ins Nass sozusagen. Er stellt sich vor, es wären Jungs, die mit Anlauf in einen See springen. Je nach Gewicht und Größe variiert er ihre Flugbahn. Warum soll einer nicht mal übermütig sein und einen Salto wagen?

Wasser platscht auf den Terrazzo-Boden, sobald eine Kartoffel im Topf landet. Wasser tropft von seiner schwarzen Schürze.

Seine Tochter wird mit ihm darüber schimpfen, wie jeden Tag. Das gehört zum Ritual, aber der Tag ist zu schön, um sich zu grämen. Durch das halb geöffnete Fenster hört er die Meisen und dann die Spatzen, wie sie auf dem Balkon zum Hof miteinander streiten, ein Spektakel veranstalten sie. Er löst den Blick vom Kochtopf und den Kartoffeln und schaut ihnen zu, wie sie unablässig auf der Brüstung entlanghüpfen und einander jagen. Was für ein Rabatz! Er freut sich. Der Winter ist vorbei, endlich! Bereits seit Tagen kündigt

sich der Frühling an, mit milden Temperaturen und einer Luft, die lau und voller Verheißung ist. Verheißungsvoll, genau das ist das richtige Wort.

Fast ein Menschenleben ist es nun her.

Dieser Tag im Frühling, an dem alles neu war. Der Tag, als er an der Reling stand, die Möwen in der Luft schrien und sich seine Brust weitete und er darin so viel Platz fühlte, dass der Atem kaum reichen konnte, sie zu füllen.

Der alte Mann wiegt sich ein wenig hin und her. Die Schürze spannt leicht über seinem Bauch, das weiße Hemd – er hat die Ärmel sorgfältig aufgekrepelt – sitzt tadellos. Der Küchendienst ist für ihn kein Grund, sein Äußeres zu vernachlässigen. Er lässt das Schälmesser sinken und schließt die Augen.

In allen Einzelheiten erinnert er sich an den Tag, als ...

»Bist du noch nicht fertig?« Clara ist da, unversehens, wie eine Gewitterwolke am Frühlingshimmel. Sie hat die Tür mit dem Ellenbogen aufgestoßen und lässt ihre Einkaufsnetze und ein Bund Forsythien auf den Küchentisch fallen. Sofort gehört der Raum ihr: »Schnell, schnell, ich muss anfangen!«

So ist die tägliche Arbeitsteilung. Er hat die Kartoffeln zu schälen, seine Tochter, die Herrscherin des Haushalts, bereitet das Abendessen. Sie kocht für die große Familie, nachdem sie aus dem Geschäft gekommen ist. Heute, am Gründonnerstag, ist auch noch das Osterfest vorzubereiten. Ihre Haare sind schon gemacht, ein Clip steckt in der frisch gefärbten Strähne direkt über ihrer Stirn. Gustav nickt in sich hinein:

»Mein Liebeken, stell dir vor, heute vor sechzig Jahren« – er tippt mit dem Messer auf das feuchte Zeitungspapier und die Datumszeile –, »heute vor sechzig Jahren, das fiel mir gerade ein, bin ich angekommen in *Am-err-ri-ka*«, er streckt die Silben und reckt die Messerspitze in die Luft, »stell dir vor, wir gingen an Land und ...«

»Machmachmach!« Clara reißt die weiße Schürze vom Haken, bindet sie hastig um und verschwindet mit zwei Salatköpfen in der Speisekammer. Während sie das Licht im Türrahmen verdunkelt mit ihrem fülligen Körper, wendet sie sich zu ihm um, ihr Ton ist Befehl: »Du raubst mir mit deinen Geschichten den letzten Nerv!«

Kleinlaut plumpst die nächste Kartoffel ins Wasser. Der Topf ist kein See mehr, sondern allenfalls ein schwarzer Tümpel.

Auch diese Art der Zurechtweisung gehört zum Ritual.

Clara ist Gustav Hirschs einziges Kind, und nie ist er ihr wirklich böse. Er erträgt ihre Tyrannei mit Gleichmut. Als junger Mann hatte er geradezu verzückte Bewunderung für sie empfunden, im Alter, nach dem Tod seiner Frau, hat sich seine Liebe in Unterwerfung gewandelt. Er fühlt, dass seine Kräfte schwinden, und es ist so viel einfacher, sich dieser energischen Tochter zu beugen, als mit ihr zu kämpfen. Freilich hat er um diese Fügsamkeit ringen müssen, Tage und Stunden über der Bibel gebrütet und gebetet, er hat wach gelegen und nachgedacht. Am Ende ergab er sich, es war seine Einsicht in die Notwendigkeit.

Zu viel hat er verloren, um Bedeutung in ihr Benehmen zu legen. Mochte sie auch noch so respektlos sein, eines steht für ihn unumstößlich fest:

Clara ist seine Lebensversicherung.

Die Versicherung, dass nicht alles vergebens war.

# TEIL I

## PERSONEN DER HANDLUNG

Gustav Hirsch	Junge aus Budow in Hinterpommern
Max Brausewetter	sein Freund aus Kolberg
Franz Samtmann	Barbier an der Lower East Side
Luise Samtmann	seine Frau
Margarethe, gen. Margie, und Lisbeth, gen. Lizzie	ihre Töchter
Leon Ferenz	junger Arzt aus Berlin
Anton Paruske	Einwanderer aus Pommern, Geschäftsführer des Clothing House Uhlig & Co.
Carl Uhlig	Gründer und Besitzer des Clothing House Uhlig & Co.
Augusta Uhlig	seine Frau
Freddie	Zeitungsjunge aus dem Newsboys Lodging House

Wilhelm Hasselmann	ehemaliger Reichstagsabgeordneter, Wirt des Lokals Faffner
Peter Doelger	New Yorker Bierkönig
Lillian Wald	Krankenschwester, Gründerin des Henry-Street-Settlement
Konrad Augustin Victoria Augustin	Zigarrenhändler, stammt aus Hannover seine Frau
Matthew McFinchley	Friseur, eingewandert aus Irland
Willi Wöhlke Mutter Wöhlke	Junge aus der Broome Street Besitzerin eines Grocery Shops
Edgar und Jacob	junge Schlachtereiarbeiter

# 1. KAPITEL

*Ellis Island, 2. April 1896*

Gustav steht auf dem Platz vor der Halle und hat Angst. Den Koffer hält er in der einen Hand, das mit dem Federbett verschnürte Paket und die Geige in der anderen. Drei Gepäckstücke sind erlaubt. So viele Menschen auf einem Haufen! Ein Gewirr von Sprachen, Gerüchen, Kommandos, die er nicht versteht. Die Menge schiebt sich langsam voran. Wo ist Max abgeblieben? Max aus Kolberg, der einzige ihm halbwegs vertraute Mensch, abgesehen von Leon, den sie beide erst an Bord kennengelernt haben. Max Brausewetter, eine Bekanntschaft, so wichtig wie eine Fahrkarte.

Dass sie sortiert würden bei der Ankunft in Ellis Island, das war schon klar, das hatten sie ihnen schon in Hamburg und auf dem Schiff gesagt. Am Abend vor dem Einlaufen kam ein Offizier aufs Zwischendeck, teilte die Papiere aus und sagte ihnen, dass zuerst die Gesundheitsprüfung käme. Aber dass so viele andere Schiffe da sein würden, mit Scharen von Passagieren, und sie alle hier gemustert würden, sich wie beim Kommiss ausziehen müssten, damit hat er nicht gerechnet.

Er ist zwar gesund, ein neunzehnjähriger Junge aus Pommern, der alles auf eine Karte setzt, aber er hat diese rechte Hand, die nicht so gut zufassen kann wie die andere, und vielleicht ist das nicht genug. *Nicht genug, um Amerikaner zu werden!* Vielleicht nehmen sie

hier nur Arbeiter, größer als einen Meter achtzig und mit zwei Pranken, Händen, denen man zutraut, Häuser entlang dem Hudson River hochzuziehen. Schultern, die Balken tragen können. Herzen, die schwindelfrei sind.

Gustav zuckt zusammen.

Ein Schrei hackt hinein in seine Gedanken.

Eine magere Frau mit Kopftuch, ein Kleinkind auf dem Arm, kreischt, als gelte es ihr Leben. Offenbar schreit sie nach ihrem Sohn, der abhandengekommen ist. Drei weitere Rotzlöffel drängen sich an sie. Italienisch, das muss Italienisch sein. An Bord hatte es keine Italiener gegeben, da waren die meisten Russen, Deutsche und Leute aus der Habsburger Monarchie. Familien, aber auch viele junge Männer, einige aus Polen, allein wie er. Wo ist Max geblieben? Vergeblich späht er in alle Richtungen.

Es ist ein warmer Nachmittag, und der nervöse Lärm der Menge mischt sich mit ihren Ausdünstungen, sie alle haben sich seit zehn Tagen kaum waschen können. Einige, er rümpft die Nase, tun das vielleicht auch nie. Für die Einreise hat er an diesem Morgen einen weißen Kragen angelegt.

Die Menschen bilden Trauben, die in Bewegung geraten, sich verschlanken, bis eine einzige Schlange sich auf den Eingang zu bewegt. »Gepäckaufbewahrung rechts« – er atmet auf, als er Worte in seiner Sprache liest.

Die Prozedur in der roten Halle dauert vier Stunden.<sup>1</sup> Schemenhaft nimmt er die amerikanische Flagge wahr, die unter der Decke hängt. Darunter ein Labyrinth von Gängen und kleinen Räumen, durch Metallgitter gebildet, so platzsparend wie auf einer Viehauktion und von Stimmengewirr erfüllt. »Männer nach rechts!« »Wollen Sie Gepäck aufbewahren?« Auf keinen Fall! Bestohlen zu werden steht ganz oben auf der Liste seiner Ängste. Taugt sein Körper für die Neue Welt? Schon steht er im Unterhemd. Ein Arzt für Rachen, Nase und Lunge, zwei andere für die Augen. Die Untersuchung, im Stehen durchgeführt, ist scheußlich: Mit einem Haken hebt der

Doktor die Augenlider, während ein anderer hineinleuchtet. Der Junge vor ihm in der Reihe erntet ein Kopfschütteln, dann drückt ihm der Arzt einen gelben Zettel in die Hand.

»Get your things, come along!«

Hinter der Stellwand aus Stoff, die die Sicht kaum und Geräusche gar nicht hindert, steigt ein Schluchzer empor. Und schon führen zwei Männer in blauen Anzügen den Jüngling ab.

Gustavs Beklommenheit wächst. Musterung, das gibt es in Pommern auch. Da wird es nur viel sperriger ausgedrückt und umständlicher betrieben. Dem hat er sich entzogen, das ist sein Geheimnis, er teilt es mit Max, das haben sie einander schon in Hamburg auf dem Grastbrook anvertraut, als sie ihr Gepäck aufgaben, und es schweißt sie zusammen. Den Aufruf der »Ober-Ersatz-Kommission«, veröffentlicht im Kreisblatt für Lauenburg, am 30. März vor dem »Gasthof Jäger« zu erscheinen, wie alle Jünglinge, die in diesem Jahr zwanzig werden, hat Gustav ignoriert. Da war er schneller. Er hatte die Anzahlung an die HAPAG schon gemacht. Sollte doch das »Departement-Ersatz-Geschäft« andere Jungs in die Kasernen holen!

Die Beamten hier mustern auch, aber keiner trägt Uniform – die Männer in Westen und Hemden sehen eher aus wie Buchhalter. Ob sie was gegen seine Einwanderung haben? »Naturalisation«, das hat er auf der *Augusta Victoria* gelernt, darum geht es hier nicht, das kommt später. So lautet das Wort für Einbürgerung: Na-tju-rae-lei-säi-schen.

Tatsächlich muss Gustav auch die Füße zeigen, vor kritischen Blicken einige Schritte machen. Sein Herz flattert. Was werden sie zu seinen Händen sagen? Da reicht dem Doktor ein kurzer Blick. Dann ein barscher Befehl. Schuhe anziehen! Und weiter geht es. Die Gänge münden in Wartebereiche, so eng, dass die Bänke hintereinanderstehen wie in der Kirche. Da hocken die Wartenden und kämpfen um Fußraum, darum, Bündel und Koffer in der Nähe zu

behalten. Die meisten haben – misstrauisch wie er – das Angebot, Gepäck aufzubewahren, abgelehnt. Ein Trommelfeuer von Namen prasselt durch den Raum: Sie werden einzeln aufgerufen. Jeder lauscht angestrengt in der Furcht, seinen Aufruf zu verpassen.

»Gustav Hirsch!«

Er springt auf die Füße. An einem Pult warten die nächsten Gatekeeper zur Neuen Welt.

»Where are you from?« Zwei Beamte blicken prüfend auf ihn herab.

»Germany.«

Einer wechselt ins Deutsche: »Wie alt sind Sie?«, »Wohin wollen Sie?« Und dann: »Warum nach New York?«

Das ist eine naheliegende Frage, aber sie bringt ihn ins Schwitzen. Dabei hat er seit Monaten an nichts anderes gedacht! »Ich ... ich will mir Arbeit suchen. Eine große Stadt ... ich hoffe ...«

»Bargeld?«

Er nestelt umständlich an seinem Gürtel. Die beiden runzeln die Stirn.

»Fifty dollars are requested!«, sagt der eine, und der andere übersetzt. Gustavs Herz schlägt bis zum Hals. Mehr als vier Dollar hat er nicht.

»Ich hab zwei Hände zum Arbeiten!« Er zeigt seine Hände.

»Oh boy, there are thousands like you in Manhattan, all of them unemployed«, sagt der andere.

Die Beamten, es sind Männer mittleren Alters mit Stirnglatzen, für Gustav sind es alte Männer, sehen einander an. Der eine seufzt. Dann schießt er weiter Fragen ab: Wohin genau und zu wem? Angehörige? Adressen!

Gustav nestelt ein Blatt mit den Adressen des Deutschen Emigrantenhauses, der Kirchengemeinde St. Paul und des Christlichen Wohnheims aus seinem Gürtel und hält den Atem an.

»Wollen Sie in den USA bleiben?«

»Ja«, sagt Gustav entschlossen.

Hinter ihm weht ein Weinen und Klagen durch die Halle, einem Seufzen gleich, das erklingt und verebbt. Dies ist das erste Mal, dass er seit seinem Aufbruch mit Wehmut an seine Mutter in Budow denkt. Und es schnürt ihm den Hals zu. Mütter mit Kindern dürfen – anders als die anderen – in der Halle zusammenbleiben. Hat so eine Mutter aber keinen Mann, der kommt, um sie abzuholen, hat sie keine Briefe von Angehörigen, die irgendwo in Amerika warten, geschweige denn Bargeld vorzuweisen, dann steht es schlecht für sie. Diese Unglücklichen bleiben hängen, wie Klumpen im Sieb, zu eng die Maschen, kein Loch groß genug für sie, schon werden sie abgeführt und eingesperrt. Auf einem der nächsten Schiffe geht es für sie zurück nach Europa.

Aber irgendwann ist es geschafft: Gustav gehört zu den Glücklichen, die auf der richtigen, Manhattan zugewandten Seite die Halle wieder verlassen dürfen. Die Erleichterung macht sich Luft. Ihre Stimmen heben sich wie Lerchen in den Himmel, während die Sonne des späten Nachmittags den Hudson und die Silhouette von Manhattan zum Glühen bringt. Goldbraun und gewaltig. Eine Welle der Euphorie gleitet durch die Menge und eint sie für eine kleine Weile. Sie alle sind da, haben ihre Papiere in der Hand. Und Gustav gehört zu ihnen!

Einen solchen Augenblick hatte es auch an Bord gegeben, als sie noch an Deck standen, schweigend, weil überwältigt vom Anblick der Freiheitsstatue.

»America, I kiss your ground«, rief plötzlich ein alter Jude. Da ging eine Bewegung durch die Menge, ein Räuspern und Schniefen. Für Sekunden verschmolz, was jeder Einzelne fühlte, es floss zusammen, als wären sie ein einziges fühlendes Wesen.

Hier ist er allein.

Dort, das ist doch die blaue Mütze von Max! Der Anblick erleichtert ihn unendlich.

»Gustav!«

»Max!« Am liebsten würde er seinen Hut in die Luft werfen,

aber keine Hand ist frei. Er bahnt sich, so gut es das Gepäck erlaubt, einen Weg zu seinem Freund.

»Ham sie dich nach dem Kommiss gefragt?«, ruft Max.

»Nein! Aber wie die sich für mein Bargeld interessiert haben. Mann, war mir mulmig!«

Vor ihnen, über wenige Stufen zu erreichen, warten die Fähren, die die Einwanderer nach Manhattan, Brooklyn und Staten Island übersetzen.

Das Christliche Wohnheim für junge Männer, so viel wissen sie, liegt an der Lower East Side, Second Avenue, nahe Houston Street. Den Plan, dahin zu Fuß zu marschieren, um Geld zu sparen, verwerfen sie schon auf der Fähre, kurz vorm Anlegen an der Battery: Die Stadt türmt sich an der Südspitze Manhattans wie ein Ungeheuer vor ihnen auf, Gebäude, die ein Riese wie Bauklötze auf die Welt gewürfelt zu haben scheint, werfen pechschwarze Schatten. Darin öffnen Straßenschneisen ihre dunklen Mäuler und gähnen ihnen entgegen.

Wie lächerlich von ihm! Gustav schämt sich ein bisschen. Er kommt sich vor wie eine Ameise am Fuße der Alpen. Das wird schlimmer dadurch, dass Leon, den sie auch wiedergefunden haben, herzlich lacht. Die Hände in den Hosen und den Koffer zwischen den Beinen, steht er lässig an der Reling und ist schlauer als sie, die beiden Bauern aus Hinterpommern.

»Ihr könnt beides nehmen – die Streetcar oder die Hochbahn.« Leon ist ein junger Jude aus Berlin, ein paar Jahre älter als die beiden Jungen aus Pommern. Mit blitzenden braunen Augen und braunen Locken.

Auf dem Schiff hat Leon den Schabbat gehalten, Gustav nahm am lutherischen Gottesdienst teil. Scheu hat er beobachtet, wie sich am Freitag die jüdischen Familien versammelten, ein Rabbi die Menora entzündete und aus dem Talmud las. Wie viele sie waren! Und wie andächtig. Er mag das Jiddische, das viele untereinander sprechen; irgendwie, er weiß nicht warum, berührt es sein Herz. In

Budow sind alle evangelisch, und die Dorfkirche ist der Mittelpunkt. Der einzige Jude, den Gustav in der Heimat kennt, ist der Hausierer Morgentaler, der dreimal im Jahr vorbeikommt. Jemand, den alle duzen, nützlich für die Hausfrauen und wenig geachtet.

Mit Leon wären sie nicht ins Gespräch gekommen, wenn nicht am vierten Tag ein kleines Mädchen böse gestolpert wäre, sich die Knie aufschlug und dabei seine blondbezopfte Puppe verlor. Sie rutschte über das Passagierdeck und landete jenseits der Reling auf einer nur der Mannschaft zugänglichen Fläche. Die Kleine weinte bitterlich. Während Gustav sich über das Geländer schwang, um die Puppe zu bergen, hob Max das Kind auf. Blut rann von seinem Knie. Da war plötzlich Leon zur Stelle, hockte sich vor das Kind und öffnete eine kleine schwarze Tasche. Mit geschickten Handgriffen verband er die Wunde des Mädchens und beruhigte gleichzeitig die Mutter:

»Keine Sorge. Ich hab es desinfiziert, ich bin angehender Arzt.«

Später lachten sie über die kleine Rettungsaktion.

»Gentlemen!« Leon lüftete den Hut und deutete eine Verbeugung an. »May I introduce myself?«

Wie sich herausstellte, war er Medizinstudent und auf dem Weg zu seiner Familie in Manhattan. Er fuhr nicht das erste Mal hin. Dass er im Zwischendeck reiste, wunderte Gustav, so offensichtlich ist er ein junger Herr. Außer Deutsch und Jiddisch spricht Leon Englisch – und sogar etwas Ungarisch:

»Ein Teil meiner Familie lebt in Ungarn«, erzählte er, »mein Bruder hat eine Ungarin geheiratet.« Er brachte ihnen englische Phrasen bei: »How are you?«, »May I ask you?«, »How much is that?« Und er ist schnell im Kopf.

»Was ist was wert?« Max bombardierte Leon mit Fragen.

Leon kannte die Preise für Brot: ein Laib fünf Cents. Ein Pfund Butter neun Cents, ein Steak zwölf Cents und die Streetcar: einen Nickel. Abends vertrieben sie sich zu dritt leere Stunden auf der *Augusta Victoria* mit der Umrechnung (auf Schnelligkeit kam es an) von Mark in Dollar.

»Hütet euch vor den Arbeitsvermittlern!« Leon wiederholt auch jetzt auf der Fähre seine guten Ratschläge. »Die warten an der Battery auf Opfer und machen Knebelverträge. Da kommt keiner mehr raus. Wendet euch lieber an eure Kirche. Ob fromm oder nicht, geht zu denen, sie helfen euch.«

Das stört Gustav ein bisschen – er ist fest entschlossen, einer evangelischen Gemeinde in New York beizutreten, und wahrhaftig nicht nur um des Nutzens willen. Aufrecht im Glauben zu bleiben, dieses Versprechen hat er Pastor Schröder in Budow gemacht, und das will er beherzigen. Die Juden halten zusammen, aber die Christen doch auch! Er muss sich von Leon nicht belehren lassen. Mag Leons Familie eine Wohnung mit Esszimmer und Klavier haben, so nämlich stellt er sich dies vor, mit deutlichem Gespür für den sozialen Unterschied, der zwischen ihm und Leon besteht, er selber ist ebenfalls gewitzt und sich obendrein des rechten Glaubens gewiss.

Tatsächlich steckt in seiner Jackentasche die Adresse der St. Pauls Gemeinde, die ihm Pastor Schröder gegeben hat: Ecke 15th Street und Sixth Avenue. Und Broschüren des Christlichen Wohnheims für Männer, wo sie logieren wollen, haben sie schon in den Auswandererbaracken in Hamburg eingesteckt.

»Warum fahrt ihr da nicht erst hin«, fragt Leon und weist auf das Gepäck, »und gebt das ab? Noch einfacher habt ihr's, wenn ihr zum Deutschen Emigrantenhaus in der State Street lauft. Da könnt ihr zu Fuß hin.«

Max und Gustav sehen sich an. Dann schüttelt Gustav entschieden den Kopf: Zuerst auf den Broadway! Das war ihr Plan, davon haben sie geträumt. Das ziehen sie durch.

An der Battery spreizen sich die Schiffsanleger entlang Manhattan Island wie die Beine eines riesigen Tausendfüßlers, der im Wasser liegt. Die Fähre, die sie verlassen, ist nur eine unter Dutzenden Dampfern, die, als hätten ihre Kapitäne keine Zeit zu verlieren, mit Tempo an- und ablegen. Schiffshörner tuten um die Wette. Links dehnt sich eine Parkanlage, weiter rechts ragen zahllose Masten in

den Abendhimmel, dort liegen dicht an dicht Schoner und andere Segelboote. Und natürlich Menschen, überall fremde Menschen. Gustav ist dann doch dankbar, als Leon versöhnlich sagt: »Dann haben wir denselben Weg. Kommt, wir nehmen die Streetcar!« Streetcar. Eines der ersten englischen Worte, die sie an Bord von ihm gelernt haben. Und einen eigenen Bahnhof gibt es hier für diese Dinger! Unablässig fahren die Wagen ein und aus.

Und schon geht es hinein in den Bauch der Stadt.

Drei Stationen fahren sie den Broadway hoch. Wie von Geisterhand gezogen, gleitet die Streetcar durch die Stadt. Gleise, es muss Gleise dafür geben, auch wenn sie nicht zu sehen sind. Eine kühle Brise zieht durch den Waggon. Max und Gustav sitzen still und haben runde Augen.

Die *Augusta Victoria* mit ihren Stockwerken, über ihnen die Herrschaften der ersten und zweiten Klasse auf ihren Promenaden- und Sonnendecks, mit ihren Sonnenschirmen, Paletots, Lackschuhen und livrierten Pagen, von denen man hin und wieder eine Ansicht erhaschte, das war ja schon imponierend gewesen. Wie in Southampton massenweise feine Leute über eine Gangway an Bord gekommen waren, mit Schrankkoffern, Damen mit ihren Zofen und Schoßhunden, das war ein Schauspiel! Sie hatten sich gegenseitig angestoßen und ihren Spaß gehabt. Es hieß, das Schiff sei so groß, dass es darauf ein Schwimmbad und einen Speisesaal gebe, so groß wie der im Berliner Stadtschloss. Da sie beide das Berliner Stadtschloss nie gesehen haben – über Stolp und einen Besuch in Stettin ist keiner von beiden hinausgekommen –, beeindruckte sie das nicht.

Dies hier ist etwas anderes: Hier brodelt es.

An der dritten Station, Broadway Ecke Fulton Street, steigen sie aus. Der Lärm ist ohrenbetäubend. Etwas Übermächtiges senkt sich über die Jungen und drückt sie zu Boden. Wie einen Schemen

nimmt Gustav noch Leon wahr, sein freundliches Gesicht inmitten des Summens und Brummens, er lehnt aus dem offenen Fenster und winkt. Vorher hat er ihnen noch etwas zugerufen, sehr eindringlich, aber was es ist, versteht Gustav nicht mehr. Mit Sack und Pack, insgesamt haben sie vier verschnürte Pakete, einen Koffer und die Geige von Gustav, schleppen sie sich von der Fahrbahnmitte in Richtung Gehsteig, angeschoben von hastenden ungeduldigen Fremden.

Leon ist weg, ein Mensch, der ihnen die Hand gereicht hat in diesem Getümmel, jetzt sind sie auf sich gestellt. Kutschen rattern heran und vorbei, nehmen keinerlei Rücksicht auf irgendeinen Passanten. Plötzlich ist Gustav zum Weinen. Ein Schmerz zieht ihm die Kehle hoch, er möchte schluchzen. Er fühlt, was er ist: ein tumber Bauernjunge in New York. Vollkommen verloren.

Große Häuser neben kleinen, aus Backstein, Sandstein, Holz, da eine Baulücke, weiter hinten erheben sich Gebäude so hoch, wie sie noch keines gesehen haben. Riesen, die über all dem wachen. Sind das Wolkenkratzer? An den Fassaden gibt es Schilder, deren Worte für sie keinen Sinn ergeben, teilweise riesige Lettern, einige leuchten. Und Plakate überall. Lichter in Fenstern gehen an, Straßenlaternen tun es ihnen gleich. So viele Läden.

Was ist einschüchternder? Die Wagen, die einander die Fahrbahn streitig machten – oder die Leute? Männer, Kinder und Frauen sind an diesem frühen Abend unterwegs. Arme und Reiche, mit verschiedenen Hautfarben, in Gruppen, allein und paarweise. Elegante Damen, Arbeiter, Herren mit Zylinder oder Bowler, Dienstmädchen. Ein Gewirr von Stimmen und Sprachen. Von unsichtbarer Hand gezogen, von geheimen Zielen programmiert, hasten diese Menschen an ihnen vorbei. Jeder bewegt sich selbstverständlich. Fädelt sich über die Fahrbahn, durch Kutschen, Pferdewagen aller Art, Automobile und Fahrräder. Überwältigt und stumm stehen Gustav und Max, stapfen ein paar Schritte, bleiben stehen; wie an Kieselsteinen der Bach strömt die Menge an ihnen vorbei. Es ist das erste

Mal, dass sie Autos sehen. Aber ein »Schau mal!« bleibt Gustav im Halse stecken. Er tippt Max an: dort, das Fahrzeug dort, mit roten Speichen, roter Karosserie und pechschwarzen Aufbauten – wie eine Kutsche! Keine Pferde davor, seltsam abgebissen sieht das aus. Wo ist das Steuerrad? Während sie das Mobil mit den Augen verfolgen, rempelt ein großer Kerl Gustav an und flucht. Instinktiv pressen beide ihre Habseligkeiten an ihre Körper.

»Ich möchte mich setzen«, stammelt Max.

Der Broadway gibt ihnen an diesem Tag den Rest. Das denken sie.

Für ihre Moral soll es jedoch noch schlimmer kommen. Sie laufen zu Fuß in die Houston Street, entlang an einem halben Dutzend Häuserblocks, bepackt und hungrig. Die elektrischen Straßenlaternen, die am Broadway strahlen, stehen inzwischen nur noch spärlich. Erleuchtete Schaufenster werden seltener, der Trubel nicht geringer. Mit Mühe versuchen sie, sich auf dem Gehsteig zu behaupten, und bei alledem nagt der Hunger. Sie gehen weiter. In den Seitenstraßen flackert Licht, dort brennen Feuerkörbe.

Da lauert die Wildnis.



Das Christliche Wohnheim für junge Männer ist ein braunroter, neu errichteter Kasten über fünf Stockwerke. Gravitätisch daran ist das Portal aus hellem Sandstein, auf dem – irgendwie tröstlich – der deutsche Namenszug in der Dunkelheit noch immer gut zu lesen ist. Drinnen wartet die Enttäuschung: Sie werden abgewiesen. Der Portier, ein hagerer schnurrbärtiger Mann, blickt sie aus müden Augen an. Er schüttelt den Kopf:

»Tut mir leid, Jungs, alle Betten sind belegt.«

Die Möglichkeit, kein Bett für die Nacht zu finden, haben sie gar nicht in Betracht gezogen. Immerhin fügt der Mann hinzu: »Versucht es morgen wieder.«

Wo sollen sie hin? Mit einem Anflug von Mitgefühl sagt der

Portier: »Kann gut sein, dass es morgen besser aussieht. Hier darf niemand länger als drei Wochen bleiben.« Er mustert sie einen Moment: »Wenn ihr wollt, könnt ihr euer Gepäck hierlassen«, dann fügt er – mit Blick in ihre ängstlichen Augen – hinzu: »Ich verwahr es für euch. Glaubt mir, das ist besser.«

Der Mann verstaut die Pakete und den Koffer in einer Kammer hinter seiner Loge. Als Gustav darauf besteht, die Geige mitzunehmen, erntet er ein resigniertes Kopfnicken:

»Good luck.«

Gleich darauf schließen sich die Doppelflügel der Tür hinter ihnen. Ein Schlüssel dreht sich geräuschvoll im Schloss. Sie stehen auf der Straße.

Die Neue Welt macht ihre Pforten zu.

Wie abgewetzt der Anzug dieses Mannes ausgesehen hat, wie grau und wie alt er gewirkt hat! Dass man ein Deutscher sein kann in New York, *ohne* sein Glück zu machen, das schimmert Gustav erst in dieser Nacht.



»Und jetzt – ein Lodging House?«, überlegt Max laut. Gustav schüttelt den Kopf: »Ich halt meine paar Dollars zusammen. Wer weiß, wann wir Arbeit kriegen. Billiger als dieses Wohnheim ist nichts in Manhattan.« Jedenfalls hat Gustav das gelesen.

»Na, dann suchen wir uns einen gemütlichen Winkel«, sagt Max ergeben.

Ihre Blicke gleiten die Fassaden hinauf und entlang. Alle möglichen Läden gibt es in dieser Straße – jetzt wird ein Rollladen nach dem anderen donnernd auf den Gehsteig gelassen. Es ist empfindlich kalt geworden, und vielleicht ist das der Grund, dass sie das gelbe und rote Licht, das warm in einem Souterrainfenster leuchtet, magnetisch anzieht. Sie steigen die Stufen hinunter. *Jolly Jocelyn* liest Gustav auf dem Schild über dem Keller.

Der Raum ist eingenebelt von Zigarrenrauch und einem anderen süßen Duft. Im Schein einer Gaslampe sitzt ein Frauenzimmer hinter der Theke, ein anderes mit hoch aufgetürmten braunen Locken davor. Max sagt etwas, und die Frau hinter der Theke lacht kiekssend – warum ist sie so angemalt, fragt sich Gustav. Da steht das Mädchen, das ihnen bislang den Rücken zugewandt hat, auf und legt Max eine Hand aufs Revers. Sie kommt ihm sehr nahe, und erst jetzt erkennt Gustav, dass sie kein Mädchen, sondern ein Junge ist. Ein halbwüchsiger Junge in den Unterkleidern einer Frau, mit längs gestreiftem Korsett, rotem Haarband und angemalten Lippen! Und offenbar gibt es noch mehr wie ihn. Zwischen den Rauchschwaden im Raum nimmt er erst jetzt andere Personen wahr, direkt neben ihm steht ein Paar, das sich eng umschlungen hält und dabei etwas wie einen Morgenmantel über sich geworfen hat. Grinsend löst sich der Mann aus der Umarmung und sieht ihn an: Sein Mund ist rot verschmiert vom Lippenstift einer zierlichen Gestalt, von der Gustav nicht weiß, ob sie Mann oder Frau ist.

Erschrocken stolpern die Jungs – Gustav voran, Max hinterher – hinaus und die Stufen hinauf auf die Straße. Bordelle gibt es in jeder Kleinstadt in Deutschland. Auch wenn Gustav noch nie da gewesen ist, weiß er, wohin Männer für so was gehen in Stolp. Aber das hier verstört ihn.

»Ich hab Angst«, entfährt es ihm und – um das im gleichen Moment zu kaschieren – fügt er schnell hinzu: »... dass wir uns verlaufen.«

Max scheint gar nicht hinzuhören, er hockt sich resigniert auf den Treppenabsatz des nächsten Hauses und schlägt die Arme um seinen Körper. »Was soll's. Der nächste Morgen kommt bestimmt.«

Auch Gustav friert. Aus einem Fenster über ihnen hört man eine Frau kreischen. Eine Droschke gleitet ratternd vorbei, die Hufe des Pferds klappern auf dem Pflaster.

»Greenhorns, wat?«

Woher die Stimme kommt, ist zunächst nicht auszumachen.

Ein Mann ist dabei, die Fensterläden eines Ladens zuzuklappen. Er ist so dunkel gekleidet, dass Gustav ihn in der Nacht gar nicht wahrgenommen hat. Der Mann blickt über die Schulter auf Max hinab, das Weiße in seinen Augen blitzt, und dann wieder rüber zu Gustav. Schließlich klopft er sich die Hände ab. Er sagt: »Geht zu den Marshalls. Die müssen euch nehmen.«

So kommt es, dass sie die Nacht auf der Police Station verbringen, die sich wie ein Keil am östlichen Ende der Houston Street zwischen zwei Straßen schiebt, auf dem nackten Steinboden einer großen Zelle.

Kurz angebunden, nur mit einer Handbewegung, weist ihnen ein Polizist in blauer Uniform den Weg:

»No moonshine!«

Zwei ratlose Gesichter.

»No schnapps!«

Die beiden nicken. Gierig schöpfen sie Wasser aus einer Holztonne, die mitten im kahlen Raum steht. Ihre Hoffnung, wenigstens genug Platz zu haben, um sich auszustrecken, erfüllt sich nicht: Sie bleiben nicht allein. Bis tief in die Nacht kommen weitere Zellen-genossen dazu, abgerissen wirkende Männer jeden Alters.

In dieser Gruft stranden Nacht für Nacht die, die es in der großen Stadt nicht mal zu einem Platz in den Slums der Lower East Side geschafft haben: Strauchdiebe jeden Alters, viele betrunken. Jeder Landstreicher in Pommern ist besser gekleidet als sie. Gegen Mitternacht rasselt der Gendarm mit seinem Schlüsselbund, die Zelle wird tatsächlich abgeschlossen. Verstohlen pressen die Jungs ihre Brieftaschen, die sie an Gürteln unter den Hemden tragen, an ihre Körper; an Schlaf ist nicht zu denken, nicht nur, weil ihre Mägen knurren. Wenigstens haben sie, sobald sie die fensterlose Zelle betreten hatten, einen der Kübel für ihre Notdurft genutzt. Inzwischen ist klar, warum dort mehrere stehen. Bis zum Morgengrauen steigt ein unerträglicher Gestank von den Eimern auf.<sup>2</sup>

Kritisch wird es, als ein Besoffener über Max' Beine stolpert und dem ein »Aeiie« entfährt. Der Halunke beugt sich schwankend zu ihm herunter und stiert ihn lange an:

»Kiek een an. He is noch nich dröog achter de Ohren, aver he maakt gaanz schön op dicke Bux. Willst du de Mors vullkriegen?« Und nach einer Pause im Kommandoton: »Giff mi dien Dahlers!«

Heimatliche Klänge also, wenn auch alles andere als zärtliche. Gemeiner als der Betrunkene klingt ein zweiter, kleiner Mann, der sich nun neben Gustav wirft. Er hat die geballte Energie eines Kampfhunds und an der Wange eine Narbe, die ihn entstellt. Er knurrt leise: »Laat doch mal sehn, wat Ji twee Lütten so as Proviant dorbi hebbt.«

Ein Messer blinkt unter Gustavs Kehle. Böse Augen glitzern: »Money, at once!«

»Wi hebbt nix, dorüm sünd wie doch hier«, stammelt Gustav. Verzweifelt blinzelt er Richtung Ausgang.

»Den Schandarm kannst du vergeten.« Der Kerl genießt die Lage und grinst widerlich: »Wat hier passeert, dat is em glik.«

Das wird wohl stimmen.

»He will wat achter de Ohren hebben, Willi«, lallt der andere, »her mit dien Geldbüdel!«

Wie ein Schild schiebt sich plötzlich der Geigenkasten zwischen die Angreifer und den erstarrten Gustav. Max hat ihn aus dem Sitzen heraus vor die Brust der beiden gerammt: »Hier, de Fiedel, dat is allens, wat wi hebbt.«

Wir ist gut, denkt Gustav.

Als das Messer augenblicklich von seinem Hals verschwindet, beginnt sein Körper zu schlottern. Beide Halunken lassen ab von ihm und untersuchen den Kasten mit der Violine.

Der Handel geht – hast du dich nicht versehen – über die Bühne. Gustav tut es weh, als er sieht, wie der Besoffene nach dem Instrument greift.

»Poten wech!«, ruft Willi, offensichtlich der Boss, und gibt ihm

eins auf die schmutzigen Finger. Anerkennend grunzt er: »Nix schlecht, de Vigelien.«

Das Mahagoniholz der Geige leuchtet warm im Halbdunkel der Zelle, warm wie die Sommerabende, an denen Gustav ihr die erste Melodie entlockte. Er denkt daran, wie er sich selbst das Spielen beigebracht hat, an all die Mühen und die Freude und an die Nachbarin, die sie ihm gegeben hat, nachdem ihr Mann gestorben war, damit, wie sie sagte, nicht auch die Fiedel für immer verstummte. Die Geige, sie sollte seine Begleiterin in der Fremde sein, seine Trösterin.

Nix mit Sentimentalitäten. Sie sitzen hier, gefangen und abgerissen. Bald hören sie Willi schnarchen. Sein Haupt mit der Narbe vom Ohr bis zum Kinn, hat er majestätisch auf den Geigenkasten gebettet. Eigenwilligerweise kehren ausgerechnet an diesem Punkt Max' Lebensgeister zurück. Noch immer sitzen sie auf dem Hosenboden, mit dem Rücken an die Wand gelehnt.

»Dafür hätten wir nicht über den Teich gemusst!«, seine Schultern machen ein kratzendes Geräusch am Mauerwerk, so sehr müht er sich, nicht herauszuprusten. »Das hätten wir zu Hause billiger haben können.« Und: »Beim Kommiss kann's auch nicht schlimmer sein.«

Max ist ein stämmiger Junge aus der Nähe von Kolberg, mit Augen so blau wie Kornblumen. Ein hübscher Kerl ist er, mit einer schmalen Nase und breiten Schultern. Seine Eltern halten eine Bauernstelle in den Auen der Persante. Max hat sechs Geschwister. Für ihn, den fünften Sohn der Familie Brausewetter, das hat er Gustav auf dem Atlantik erzählt, stand immer fest, dass er nie Land haben wird. Auf einem Gut als Landarbeiter (»Knecht« nennt es Max) arbeiten und vorher zur Armee gehen, vielleicht dortbleiben, das waren seine Aussichten. Kräftig ist er und genommen hätten sie ihn wahrscheinlich überall gern, aber »dienen« will Max auf keinen Fall. Der Kaiser ist ihm egal, sagt er, miese Buben seien die Gutsbesitzer. Also

hat er sich dem Lauf der Dinge entzogen. Nix da von wegen Musterrungskommission!

»Meinste, der Kaiser kriegt ein Bajonett in' Bauch? Nee, dat überlässt er gnädig den Kleinen.«

Gustav ist ebenfalls nicht vor dem »Departement Ersatz-Geschäft« erschienen, aber er hat noch nie jemanden so despektierlich vom Kaiser reden hören, und er mag das nicht. Max sympathisiert mit dem Marxismus, das hat sich bei ihren abendlichen Gesprächen an Bord des Ozeandampfers herausgestellt, er kennt die Namen von Sozialisten und Sozialdemokraten. Er spricht von Liebknecht und Lassalle, als wären das seine Nachbarn, aber er ist nicht zu helle dabei, wie Gustav für sich befindet. (Tief im Innern muss er sich eingestehen, dass er selbst viel weniger über Politik weiß.) Dennoch beschließt er: Max plappert da allerhand nach.

»Glaubst du im Ernst, Herr Lassalle oder sonst wer von deinen Sozialdemokraten interessiert sich für die Bauern?«

»Arbeiter und Bauern eint eins. Sie sind unten, sie sind das Proletariat.«

Proletariat! Noch mehr wurmt ihn, wie Max über Religion redet: »Opium fürs Volk«, nennt er den Glauben, das verschlägt Gustav die Sprache. Es ist gut, dass sie über Politik erst auf der *Augusta Victoria* gesprochen haben, als Leon dabei war, sonst hätte Gustav diesen Max Brausewetter schon in Hamburg gemieden. Ein Sozialist! Dann hätte er jetzt keinen Kameraden, der ihm den Platz freihält, während er – welche entsetzliche Demütigung – inmitten dieser Lumpen den Kübel benutzt. Ohne Max wäre er allein.

Gustav ist kaisertreu, weil er es nicht anders kennt, und seiner Kirche ergeben, weil alles andere seine Mutter noch unglücklicher gemacht hätte. Sonntags den Gottesdienst zu besuchen, auch in Amerika, das hat er ihr beim Abschied versprochen. Natürlich – das ergibt sich daraus – lehnt er jeglichen Marxismus ab. Zwar kennt er dieses Zeug nicht im Einzelnen, aber er weiß: Diese Leute sind gegen das Eigentum. Umstürzler! Das erscheint ihm falsch. Etwas zu

besitzen, und zwar persönlich, erscheint ihm als Ausweg aus der Misere. Das Licht am Ende des Tunnels.

Deshalb ist er hier.

Bei Gelegenheit würde er Max fragen, ob er all das Geld, das er zu verdienen plant, einer Partei spenden will. Jetzt aber nicht, jetzt ist er demoralisiert und hungrig. Er träumt von Brot, von süßen Wecken und Brezeln. Auf ihrem Weg zum Christlichen Wohnheim sind sie an Läden mit Backwaren vorbeigekommen, haben sich aber nicht hineingetraut. Ein Fehler war das. Er flüstert in Richtung Max: »Morgen werden wir uns wieder Vorräte anlegen.«

Sie verbringen eine Weile damit, einander mit Schilderungen zu übertreffen, was sie am liebsten essen würden, sobald sie nur können. Während Gustav genüsslich in sich hineingluckst, spricht Max sehr farbig über Schweinebraten, Kartoffeln und Rotkohl.

Ein Blaurock geht langsam an der Gittertür vorbei, die Schlüssel an seinem Gürtel klirren, als sie die Stäbe berühren, und der Mann äugt auf die am Boden liegenden Obdachlosen wie ein Habicht auf die Feldmäuse. Der Anblick erinnert Max an ihr Abenteuer: »Weißt du noch an Bord? Wie sie zum Appell gerufen haben?«

Polizisten waren auf die *Augusta Victoria* gekommen: Kontrolle! Alle Männer unter fünfundzwanzig an Deck! Papiere dabei! Da waren sie erst in Cuxhaven und hatten gerade ein Stockbett bezogen. Ein Offizier riss alle Türen zum Zwischendeck auf.

»Los, Gustav – ab zum Lokus!«, flüsterte Max und war – haste nicht gesehen – verschwunden. Gustav zögerte einen Moment, er war perplex, da hob die Frau, die neben ihm an einem der Holztiische saß und ihre kleinen Kinder fütterte, den Kopf: »Junge, da – kriech unter die Kojen! Das ist sicherer als bei den Wasserklosetts!«

Sie sagte das vollkommen ungerührt, fixierte Gustav nur kurz, um sich dann wieder ihrer Fünfjährigen zuzuwenden und ihr einen Löffel mit Haferbrei in den Mund zu schieben.

»Warum bist du übrigens nicht zur Musterung gegangen?«, fragt Max unvermittelt, »du mit deiner kaputten Pfote, dich hätten die doch sowieso abgelehnt!«

»Weil ich nicht wollte«, antwortet Gustav. Erst nach einer Weile fährt er fort: »Ich mag, was du übers Bajonett gesagt hat. Dass du damit nicht in Bäuche stechen willst. Und dich auch nicht stechen lässt.« Entsetzlich ist Gustav genau diese Vorstellung: die Lanze aufpflanzen und einen Menschen aufspießen!

»Das ist so grauenhaft, da muss ich mich schütteln, früher konnte ich nachts nicht schlafen, wenn ich nur dran dachte.«

»Tja, aber Knast ist Knast und überall nur blöd«, sagt Max schläfrig. Richtig ist: Sie beide haben sich strafbar gemacht im Deutschen Kaiserreich. Wie gut, dass sie nicht vorhaben, sich da wieder blicken zu lassen.



Am nächsten Morgen ist die Geige also weg.

Sie schrecken hoch, als ein Polizist die Zelle aufschließt. Irgendwie müssen sie doch noch eingekickt sein, im Sitzen, mit dem Rücken an der Wand. Die finsternen Gestalten drängeln hinaus, verflüchtigen sich wie Dampf in der Luft. Mit ihnen die Halunken, die die Geige abgezogen haben. Im Handumdrehen ist die Zelle leer. Max findet das amüsant: »Nun kannst du nicht mehr fiedeln, dazu hast du sowieso keine Zeit!«

»Spar dir deine Schadenfreude!« Gustav ist aufgebracht. Am liebsten würde er jemanden verprügeln. Er versucht vergeblich, sich dem Polizisten, der neben der Zellentür wacht, verständlich zu machen: »Herr Gendarm, ich möchte ...«

Fehlanzeige. Barsch weist der ihn ab.

Die Jungs sammeln ihre Siebensachen, klopfen ihre Kleider ab und stapfen hinaus in die Freiheit.

»Ich glaub, das heißt hier ›Sadschent‹. Du musst ›Sadschent‹ sagen«, meint Max.

Zum Frühstück teilen sie sich auf den Treppen eines Kellereingangs einen Laib Brot und einen Liter Milch – aus einer Bäckerei, die deutsch ist und in der ihnen das Angebot verblüffend vertraut vorkommt. Auf Wunsch hätten sie hier auch Semmeln und Berliner haben können. Das Fräulein in der weißen Schürze bedenkt sie mit einem spöttischen »Bitte schön, die Herren«.

Attorney, Suffolk, Essex Norfolk, Clinton, Ludlow: Die Namen der Straßen, die von Süden in die Houston Street münden, lesen sich sehr britisch, nach Norden nennen sie sich »Avenues«. Aber in Straßen und Shops wird mindestens so viel Deutsch und Jiddisch wie Englisch gesprochen. In der Orchard Street sehen sie eine Walhalla Hall – geradezu germanisch! Das Gebäude ist bescheiden und wirkt eher wie ein Saloon.

Die Namen von Versammlungshäusern, Germania und Concordia, künden vom deutschen Gemüt in New York. Gustavs Stimmung steigt.

»Dat verdreite Englisch«, sagt er erleichtert, »brauchen wir hier nicht.«

Überhaupt die Lokale: Weißwurst & Lagerbeer, Lagerbeer & Oyster Saloon.

»Wie man zum Bier Austern essen kann!« Max schüttelt den Kopf. *Frankfurter* klingt da schon besser.

Synagogen zählt Gustav so viele wie Kirchen, sie sind nur unauffälliger. Fremd ist der Anblick der schwarz gekleideten Männer mit langen Locken unter steifen Hüten.

»Orthodoxe Juden«, weiß Max.

Gustav staunt, ihm wird mulmig. Von einer Lederfabrik stinkt es erbärmlich, besser ist der Geruch nach Sauerkraut und nach Kohlenfeuer. Sie laufen bis zur Grand Street: Was für eine Vielfalt an Gewerbe und Shops! Gemüse, Zeitungen und Zigarren gibt es im Souterrain, darüber Stores mit Kurzwaren, Kleidung, Haushalts- und Gemischtwaren. Schuster, Trödler, Drogisten sowie ein Geigenbauer und ein Korsettagenthändler (offenbar führt er auch Feder-

boas) flankieren ein Gas-Supply-House; ein anderer Laden bietet Grabsteine direkt neben der Zufahrt zu einem Kohlenhandel an. Zwei Fuhrwerke blockieren einander auf dem Weg in seinen Hinterhof. Aber auch ein imposantes Kaufhaus sehen sie: Ridley's dominiert mit vier Stockwerken eine Straßenecke, an der auch die Hochbahn hält, schwarzen Qualm schnaubend. Und fliegende Händler überall. Schubkarren haben sie hier, mobile Stände mit großen Rädern, die von Früchten und Obst nur so überquellen. Max stößt Gustav an: »Guck mal, Zitronen und Tomaten im März. Gibt's so was?« Unter dem Karren gackern Hühner.

Drei Stunden später erhalten sie Einlass im Christlichen Wohnheim für junge Männer. Der Portier hockt über einem großen Buch und lässt sie ein Weilchen warten, ehe er aufblickt.

»Da seid ihr ja«, stellt er fest und dann: »Ich bin der Hauswirt.« Gustav hat seine Position also unterschätzt.

Der Mann nickt ihnen zu und sagt: »Heute sieht es besser aus.«

Dreißig Cent die Übernachtung, Vorauszahlung für eine Woche, macht zwei Dollar zehn. Badbenutzung ist extra, zehn Cent.

»Gepäck nehmt ihr mit nach oben«, befiehlt er, »die Schränke im ersten Stock könnt ihr abschließen, Schlüssel zurück zu mir!«

Ihr Schlafsaal, hören sie, befindet sich im zweiten Stock. Das Stakkato der Anweisungen ist noch nicht beendet: »Laken sind inklusive, ihr findet sie auf den Betten. Einlass erst ab sechs Uhr abends. Abendandacht um sieben. Die Teilnahme«, sagt der Schnurrbärtige und blickt ernst, »ist Pflicht. Heute Abend spricht Pastor Birkemeier persönlich.«

Ein gewaltiges schwarzes Kreuz an der Wand hinter ihm verleiht seinen Worten Gewicht. Aufhalten dürfen sie sich hier tagsüber nicht, erfahren sie. Alkohol trinken erst recht nicht. Was bleibt? Sie können spazieren gehen.

Wohin?

»Zur Brooklyn Bridge«, sagt Max.

Neben dem Eingang hängt eine Karte von Manhattan. Gustav

tippt mit dem Finger auf eine Ausbuchtung, die wie ein Bug in den East River ragt, und liest vor: »Cor-le-ars Ho-o-k. Einen guten Blick muss man von dort haben!«

Seine Bemerkung bringt den Hauswirt an seinem Pult in Fahrt: »Auf keinen Fall dorthin!« Er schüttelt den Kopf energisch und droht mit dem Zeigefinger. »Nichts für Christenmenschen! Bleibt da weg!«

»Aha, guter Tipp«, sagt Gustav, als sie vor der Tür stehen. Sie grinsen.

»Das gucken wir uns an«, meint Max großspurig, »sobald wir was verdient haben.«

Sie gehen die Montgomery Street hinunter, den kürzesten Weg zum Wasser. Sie mündet auf die South Street, wo Pier neben Pier liegt und das Wasser des Flusses braun und schlammig vor sich hin gurgelt. Bugspriete und Masten ragen in die Luft, Möwen kreischen. Die Taue der Segelboote, Kähne und Schaluppen bilden ein scheinbar unentwirrbares Gestrüpp, wie Spinnweben die Beute umspannen sie die im Wasser dümpelnden Schiffsrümpfe.

Die Luft ist in Bewegung, eine leichte Brise geht, und das ist vertraut. Häfen kennen sie von der Ostsee, aber die sind Miniaturen, verglichen mit dem, was sie hier sehen. Über allem erhebt sich das kolossale Panorama der Brooklyn Bridge. Sie beginnt irgendwo zwischen den Dächern, spreizt sich nach links über den Fluss, erhaben und kraftvoll, und neigt sich auch drüben in ein Häusermeer. Was für ein Bauwerk! Sonnenstrahlen dringen durch Wolkendunst, der Dunst zerstäubt zu Fetzen und löst sich dann auf. Es ist atemberaubend schön, und es beschwingt ihre Herzen.

»Wie ein Gebet ist das, ein Gebet an die große Stadt«, denkt Gustav, aber er hütet sich, es laut zu sagen. Max soll nicht wieder spotten.

Einträchtig marschieren sie weiter nach Süden, zum Glück gibt es Gehsteige; neben ihnen scheint alles unterwegs, was Räder hat. Zu ihrer Linken säumt den East River eine Kette von Werften, Schuppen und Lagerhäusern, einige versperren ihnen die Sicht. Aus

den Hafenbecken ragen die Bugspriete der Schoner wie lange Zähne über die Pier. An riesigen Flößen hämmern Arbeiter und rufen einander etwas zu. Mit den Geräuschen wehen die Gerüche der See heran. Diese Geschäftigkeit, den Hafen, das mögen sie.

Als sie die Brooklyn Bridge erreichen, verschieben sie den Plan, zu Fuß darüber zu spazieren. Voraus liegt die Fischauktionshalle, sie zieht mit ihrem Lärm und Treiben die Aufmerksamkeit in ihren Bann. Der Fulton Fish Market ist ein zweigeschossiges Karree aus roten Steinen, mit fahnenbewehrten Türmchen, wie ein Bahnhof sieht er aus mit seinem umlaufenden Vordach. Darum herum ist kein Fußgänger seines Lebens sicher, so viele Pferde und Wagen sind kreuz und quer rund um das Gebäude in Bewegung.

Bevor sie einen Fisch zu Gesicht kriegen, haben sie so viele Gäule gesehen, dass eine Schwadron Husaren damit auskommen würde. Gustav kann im letzten Augenblick einem Fass ausweichen, das ein Arbeiter mit lautem Knattern über das Pflaster rollt. Fässer und Tonnen werden aufgeladen, Kommandos fliegen durch die Luft. Aus der Markthalle dringen kalte Luft, Geruch nach Fisch und Stimmen, die Waren anpreisen.

»Los, komm mit!« Max betritt die Halle, so fasziniert ist er.

Gustav folgt ihm mit einem Anflug von Ekel – er müsste lügen, dass er den Geruch hier mag. Die Markthalle ist voller Wände aus dunklem Holz; Stand an Stand lehnt sich an diese Wände. Es ist, als rissen die Shops ihre Mäuler für die Käufer auf. Hier liegen sortiert: Schellfisch, Kabeljau und Flundern, Austern getürmt zu Bergen, riesige Krabben – und blinkende, kleine Fische, kleiner als Heringe, die sie noch nie gesehen haben.

»Guck mal, das müssen Hummer sein!« Kistenweise liegen die roten Tiere da, mit verbundenen Scheren, Gustav hat Hummer bislang nur als Zeichnung gesehen. Während er sie noch bestaunt, wendet sich Max an einen Verkäufer:

»Jobs? Have you?« Der weist mit einer Kopfbewegung zum Ende des Gangs, zum Administration Office.

»Komm mit!« Max zwinkert Gustav zu. »Die Brooklyn Bridge ist doch schon fertig!«

Fische tonnenweise schleppen, hinein in Dunkelheit und Kälte? Gustav schaudert. Das will er partout nicht. »Nee«, sagt er widerwillig, »das hätt ich ja in Stolpmünde auch gekonnt«.

Max verschwindet im Office und ist wenig später zurück: »Gut, dass wir nix an den Landungsbrücken unterschrieben haben«, sagt er gut gelaunt, »bei so 'nem Kontrakt wären wir reingefallen!«

»Hast du denn jetzt was unterschrieben?«

»Nö, ich soll morgen früh um vier da sein. Dann geht es los: zwei Dollars pro Tag!«

Gustav fühlt sich überrumpelt: »Haben wir nicht heut Nacht vereinbart, gemeinsam irgendwo anzufangen? Uns erst mal schlauzumachen?« Nur wenige Stunden später ist von dem Freundschaftsschwur nichts übrig.

»Lass gut sein«, erwidert Max, »du findest auch noch was, an Jobs ist doch kein Mangel!«

Das stimmt so nicht. An einer Wand im Wohnheim, haben sie gesehen, hängen zwar Anschriften von Unternehmen: von Schlachthöfen, Brauereien, Textilfabriken und Bauunternehmen. Aber dass sie Leute suchen, heißt das noch lange nicht. Gustav fällt der Officer auf Ellis Island ein und wie der zu ihm sagte: »Junger Mann, weißt du eigentlich, wie viele in New York ohne Arbeit sind?«

Aber so ist es nun. Anders als Gustav weiß Max schon an diesem Abend, wo er den nächsten Tag verbringen wird: auf dem Fulton Fish Market, denn der steht auch zu Ostern nicht still. Max ist so begeistert, dass er während des gesamten Rückmarsches auf Gustav einredet: »Wenn ich's mir aussuchen kann, schufte ich lieber im Hafen als auf irgendeinem Baugerüst. Das ist richtig für'n Kerl! Wirst sehen, bald schonglier ich die Fässer überm Kopf, so stark macht mich das.«

## 2. KAPITEL

Am nächsten Morgen – Max ist schon weg – steht Gustav um fünf Uhr auf. Er will auf keinen Fall Schlange stehen, und er hat Glück: Ein Wasserhahn ist frei. Er kommt über den Paneelen aus der Wand, ein Ding zum Aufdrehen. Zu Hause holten sie jeden Morgen Wasser aus dem Brunnen im Hof. Hier gibt es sechs Zapfhähne, einen mit Eimer, fünf davon über einem langen, hölzernen Waschbecken – für vierzig Männer. Nur über zweien sind Wandspiegel angebracht.

Viel Platz ist für die Hygiene nicht: Der Raum mit den Wasserhähnen ist Teil des Treppenhauses. Durch die Fenster unter der Decke fällt milchiges Licht auf die Waschbecken. Draußen, das hört Gustav, während er einen Wasserhahn aufdreht, erwacht die große Stadt. Fließendes Wasser und beim Waschen allein sein, das ist für ihn Luxus pur. Er macht sein Handtuch nass (er nimmt sein eigenes – den an Stangen hängenden Baumwolltüchern sieht man den Gebrauch durch fremde Hände an) und klatscht damit den Oberkörper. Wie sehr er den Geruch von Seife liebt!

In Budow haben sie über ihn immer gelacht. *Du Weib*, pflegten seine Brüder ihn zu schimpfen, wenn er sich im Morgengrauen Wasser vom Brunnen holte, um sich zu waschen, während sie sich noch einmal in ihren Betten umdrehten. Ihm wiederum war unbegreiflich, dass sie sich eher widerwillig und nur von der Mutter angetrieben von ihren eigenen Ausdünstungen befreien. Denn schweißstrei-

bend war sie: die Arbeit am offenen Ofen in der Schmiede, die glühende Hitze und der Odem, der sich von diesem Ort ausbreitete, an dem Menschen schwitzten, aus Anstrengung oder Furcht.

Jetzt blickt ihn aus dem kleinen Spiegel sein rundes, frisch rasiertes Gesicht an. Eine Welle von Zuversicht hebt ihn und macht ihn froh. So mickrig er sich gestern noch gefühlt hat, klein und verloren, so stark und jung fühlt er sich jetzt. Ein neuer Tag, ein guter Tag! Zuletzt bürstet er die Melone, wie durch ein Wunder ist das gute Stück den Lumpen in der Police Station entgangen. Sorgfältig gekleidet, den Zettel mit der Adresse in der Westentasche, tritt er auf die morgendliche Straße. Einen Augenblick verharrt er auf dem Treppensatz und atmet tief.

An diesen Morgen, das beschließt er, will er sich sein Leben lang erinnern. Die Welt ist gut, und sie wartet auf ihn!

Wie gern wirft er ab, was hinter ihm liegt. Hufschmied, das war sein Vater; Gustav und seine beiden Brüder mussten ihm zur Hand gehen, solange er denken kann. Nach der Schule hieß es: ab in die Schmiede! Die Schmiede lag hinter dem Haus und sah von außen aus wie eine Scheune, tatsächlich nahm in ihrem Inneren Eisen tausenderlei Gestalt an. Werkzeuge, die der Vater brauchte, und solche, die er schuf, standen und lehnten an den Wänden oder stapelten sich in einer Ordnung, die nur der Alte begriff. Es war heiß in der Schmiede, aber auch dunkel. Hier flogen Funken, aber keiner sprang über. Gustav war schon froh, wenn er die Werkzeuge benennen konnte, die für den Hufbeschlag nötig waren: deutscher und französischer Hammer, Hauklinge, Wirkmesser, Kneipzange, Raspel, Reifkolben. Für ihn eine tote Welt.

Auch seine Brüder ließen Geschick, Kraft und Interesse vermissen. Vielleicht lag es am Naturell des Vaters, dass es selbst im Winter niemand in die Nähe seines Ofens zog. Schlimmer als seine Griesgrämigkeit war der Jähzorn, der aus ihm manchmal hervorbrach. Seine drei Jungen fürchteten ihn. Gustav, der langsam wuchs

und verschmitzter war als Richard und Hans, stand dem wortkarigen Vater besonders fern. Und dann kam der Tag, an dem Gustav mal wieder durch die Werkstatt flitzte, dem Kater hinterher, ein Spiel, das keinem außer ihm gefiel. Da packte ihn der Vater und zwang seine Hand auf den Amboss: »Wenn du zuckst, schmeiß ich dich in den Ofen!« Er holte aus, das Gesicht lodernd vor Wut, und mit Wucht fuhr der Hammer auf – den nackten Amboss. Gustav hatte die Hand im letzten Augenblick weggezogen.

Diesen Schlag würde er sein Lebtag nicht vergessen.

In der Folge geschah etwas Merkwürdiges. Gustav konnte den kleinen Finger und den Ringfinger der rechten Hand nicht mehr bewegen. Sie blieben krumm. Es half nichts, dass der Vater den Lederriemen nahm und ihn schlug. Und die Mutter weinte. Sie sprach sich mit dem Pastor, und Gustav musste im Pfarrhaus antreten. Es war das erste Mal, dass er mit Pastor Schröder allein in einem Raum war.

Auf dem Fensterbrett standen rosa Geranien in Übertöpfen aus weißem Porzellan mit feinem Goldrand. Das gefiel ihm.

Der Pastor fragte: »Weißt du, was ein Simulant ist, Gustav?«, und antwortete selbst: »Ein Simulant ist einer, der nur so tut als ob. Bist du ein Simulant?«

»Nein, Herr Pastor, ich bin kein Schummulant. Ich tu nur so«, versetzte Gustav. Der Pastor guckte einen Moment verdutzt, holte dann aus zu einer Backpfeife, aber er tat es unentschlossen, wie Gustav deutlich bemerkte. Die Finger des Gottesmanns streiften nur sein Kinn.

Ein Gutes hatte die Sache: Fortan musste Gustav nicht mehr in die Schmiede, sondern war verantwortlich für das Schwein, das die Familie hielt; und er half seinen Schwestern im Gemüsegarten. Den Stall auszumisten war ihm grässlich, aber es ging ganz gut auch mit drei Fingern an der armen rechten Hand. Das nahm er hin. Über die Arbeit in den Beeten war er hingegen froh, er mochte seine Schwestern, besonders Helene. Die Mädchen waren anders als seine Brüder, sie lachten über seine Scherze und mieden den Vater. Wie

das Schilf den Wind ertrugen sie dessen Jähzorn, biegsam und still. Im Sommer, wenn sie ihre Arbeit getan hatten und niemand sie störte, versuchten Helene und er mit dem Bleistift in ihre Notizbücher zu zeichnen: Vergissmeinnicht, Ehrenpreis und Fingerhut. Die Blätter hob er in einem Kasten unter seinem Bett auf.

Hat ein Mensch je einen Fingerhut betrachtet, die gepunkteten Zeichen in jedem einzelnen Kelch? Und wie der Kelch so geformt ist, dass eine Hummel genau hineinpasst? Solche Vollendung ist in der Natur! Und da soll einer im Dunkeln stehen und Nägel in Form klopfen, so wie Vater Hirsch; und Großvater Hirsch vor ihm? Seither galt er in der Familie als *der Schöngeist*. Tatsächlich aber hatte ihn der Geist der Rebellion gepackt. War es ein Reflex, der ihn hieß, die Hand in letzter Sekunde zurückzuziehen? Nein, davon war Gustav überzeugt, es war sein Schutzgeist! Ein guter Geist, stärker als der Gehorsam, der ihm eingetrichtert worden war, solange er denken konnte. Dieser Geist erfüllte ihn mit Zuversicht. Für ihn gab es im Leben eine andere Aufgabe als im Stall und in der Schmiede. Niemals, das schwor er sich, würde er dem Dreck erlauben, sich unter seinen Fingernägeln einzunisten, dem Ruß, sich in seine Haut zu fressen – ein Fraß, gegen den Wasser und Seife nichts ausrichteten. Niemals, nie würde er den Schmutz für unabänderlich, für sein Schicksal halten.

Er, Gustav Hirsch, würde die Schönheit suchen!

Er war dreizehn Jahre alt, als er begann, den Traum von Amerika zu träumen. Er sog alles auf, womit er diesen Traum nähren konnte: Berichte in der *Stolper Post*, der »Zeitung für Hinterpommern mit Stolper Wochenblatt«, Erzählungen von Nachbarn über noch so entfernte Verwandte und nicht zu vergessen: die Artikelserie in der »Gartenlaube«. Der Pastor selbst gab sie ihm zu lesen.

Jetzt, sechs Jahre später, ist er also hier in New York, er steht vor seiner Unterkunft und ist sich sicher: Die *unbegrenzten Möglichkei-*

*ten* liegen vor ihm. Gustav birst fast vor Energie. Er wird alles genauso machen wie am Abend beschlossen: zu Fuß bis in die Bowery, dann drei Stationen nach Norden, von da zu Fuß am Washington Square entlang und nach St. Paul. An der Kreuzung schräg gegenüber hält tatsächlich eine Straßenbahn, eine Streetcar. Es ist das zweite Mal, dass er einen solchen Waggon besteigt, und heute kommt er sich bereits sehr weltmännisch vor. In Budow gab es Wagen, die von Pferden gezogen wurden, freilich nicht für jedermann, nach dem Tod seines Vaters hatte die Mutter das Pferd verkaufen müssen. Bis zum Bahnhof in Stolp hatte ihn der Bauer Mahlke auf seinem Fuhrwerk mitgenommen.

Einen Nickel legt er dem Schaffner hin. Ob er sich in Zukunft eine tägliche Fahrt würde leisten können, das entscheidet vielleicht schon dieser Tag.

Die Bahn zieht mit einem Ruck an. Er hangelt sich an den Obergriffen durch den Waggon zu einem freien Sitzplatz, kaum hat er sich gesetzt, bedauert er seine Wahl schon: Vor ihm, sich an den Haltegriff klammernd, krümmt sich ein Kerl, das Haar quillt unter der Mütze fettig hervor, er dünstet so viel Alkohol aus, dass es Gustav mit nüchternem Magen augenblicklich schlecht wird. Aber er ist zu schüchtern, um wieder aufzustehen, und gleichzeitig froh über den Fensterplatz. Er wendet sich ab. Die Bahn rattert durch Straßen, die ihm wie Schluchten vorkommen. Voll Ehrfurcht blickt er an fünfstöckigen Fassaden hoch, zu beiden Seiten der Straße, so hoch, dass man ihre Schornsteine nicht erblicken kann. Was für hohe Fenster! Und eiserne Treppen an den Fassaden – ob man über die tatsächlich ganz nach oben kommt? Überall ist es geschäftig. Gemüsehändler öffnen ihre Läden, schleppen Waren in Kisten und Körben auf die Straße. So viele Fuhrwerke stehen am Rand, dass er die Läden nur mit Mühe sehen kann. Männer rollen Fässer über den Gehweg, Arbeiter mit langen Schürzen werfen Kohlsäcke in Kellereingänge. Dienstmädchen, an Hauben erkennbar, drängeln sich vor einer Bäckerei, wo junge Männer dabei sind, Fensterläden abzunehmen und zu stapeln.